

**Predigt**  
**am 15. November 2015, 18.00**  
**Universitätsgottesdienst in der Hauptkirche St. Katharinen Hamburg**  
(in der Predigtreihe: „Das Leben feiern“)  
**„Feiern unterm Feigenbaum“**  
Micha 4, 1-5

Liebe Gemeinde,

beginnen wir beim Feigenbaum oder genauer: bei Feigenbäumen. Den einen hatte ein Taufpate unseres Sohnes in einem kleinen Topf mit dem Wunsch überreicht, beide mögen miteinander wachsen. Die ersten Jahre klappte das auch und wir konnten uns sogar an ein oder zwei Früchten freuen. Dann aber führte uns der Weg nach Hamburg, und es kam die Auspflanzung im Garten, glücklich, erwartungsvoll, das Leben feiernd. Frucht brachte er im folgenden Sommer nicht mehr und einen Frühling später war es mit ihm vorbei. Tristesse des Winters, Kälte und Schnee waren zuviel für ihn. So geht es mit den Symbolen – manchmal sterben sie ab.

In Frankreich –wie könnte wir heute an etwas anderes denken– steht der zweite Feigenbaum: am Wegrand, ein richtiger Baum, an einem kleinen Wasserlauf gepflanzt, manchmal von einem für Feld, Wald und Wiesen zuständigen Kettensägenbesitzer lieblos zurecht gestutzt. Also auch keine optimalen Bedingungen. Dennoch ist von ihm an dieser Stelle zu berichten: wenn man nämlich im Frühsommer an ihm vorbeikommt, dann bietet er nicht nur Schutz gegen die brennende Sonne, sondern legt eine Duftwolke über den Weg, die einen empfängt, umhüllt, schon aus der Entfernung betört. Sitzen unter dem Feigenbaum heißt in der Hitze des Südens nicht nur Schatten und Zuflucht zum Ausruhen, sondern Eintauchen in eine Atmosphäre. Wie Paulus vom Geruch des Todes spricht, der uns in die Nase steigt und den wir nicht mehr loswerden, der uns ekelt und würgt, so bietet der Feigenbaum eine olfaktorische Wahrnehmung eigener Art. Ich verstehe daher das prophetische Wort vom Sitzen unter dem Feigenbaum nicht als ein Bild aus dem Schlaraffenland, in dem die reifen Früchte von den Ästen baumeln, und die eschatologische Hoffnung sich im Wohlstand erschöpft: Genießen ohne zu arbeiten. Die besitzindividualistische Vorstellung: jeder hockt an

der Quelle süßer Nahrung und lässt es sich gut gehen, führte nur zur Idylle, zum Traum von einem Paradiesgärtlein als Altersitz.

Man darf vermuten, dass der Prophet etwas anderes im Sinne hat: nicht den Baum als Fruchtproduzenten, sondern ein Aroma, das alles durchzieht und das die Atmosphäre verwandelt. Insofern steht der Feigenbaum für den Frieden, der sich ausbreitet und in dem und unter dem man wohnen kann. Es liegt was in der Luft – auch und gerade für die, die nichts sehen können als Mord und Kriegsgeschrei.

Es ist noch von einem dritten Feigenbaum zu berichten, der im ersten Kapitel des Johannesevangeliums vorkommt. Anders als bei den Synoptikern ist es im Johannesevangelium nicht Jesus, der Jünger aus ihren bisherigen Tätigkeiten in die Nachfolge ruft, sondern hier laden Menschen ihre Freunde ein, dazuzukommen und sich selbst ein Urteil über Jesus zu bilden. Auf diese Weise betritt Nathanael, von Philippus angeworben, die Szene, geleitet von der Skepsis, was aus Nazareth wohl Gutes kommen kann. Als Jesus ihn mit dem Wort begrüßt: „Siehe ein rechter Israelit, in dem keine Falschheit ist“, ist Nathanael verblüfft, wieso meinst Du mich zu kennen? Jesus gibt die Antwort: „Ehe Philippus dich fand, sah ich dich unter dem Feigenbaum“ – und gewinnt ihn damit. Ein Rätselwort – chronisch unklar, was man sich hier denken soll. Wurde Nathanael ertappt bei dem, was er unter dem Feigenbaum trieb? So könnten Anhänger einer protestantischen Gewissensreligion den Vers auslegen. Oder die Allwissenheit eines theios aner, eines göttlichen Menschen, der schon von weitem und um Ecken herum sieht, was geschieht? Das könnten Anhänger antiker Wundergläubigkeit meinen. Oder sieht Jesus Nathanael als Rabbi, der unter dem Feigenbaum das Volk lehrt? Das wäre nicht ohne jüdische Parallelstellen. Mir scheint, es könnte auch gemeint sein: für mich bist Du ein rechter Israelit, weil ich dich unter dem Feigenbaum sehe: weil ich dich als einen begreife, der Hoffnung hat auf das, was kommt, der den eschatologischen Frieden schon wittert.

Wir müssen nicht behaupten, dass wir den Text damit richtig auslegen – und damit im neutestamentlichen Seminar bestehen könnten. Aber klar ist jedenfalls, dass die Rede vom „Feiern unter dem Feigenbaum“ keine unmittelbare Fortsetzung bietet für das Leitwort dieser Gottesdienstreihe: „Das Leben feiern“ – Denn: es ist ja durchaus nicht so, dass uns das Leben immerzu und gleichsam von Haus aus Anlass über Anlass bieten würde, es zu feiern. Es kann ja auch Schock und Entsetzen bereiten, brutal zuschlagen und von einem Moment zum anderen seine Richtung drehen. Darin geht es dem, der sich mit Krankheit und Tod

konfrontiert sieht, nicht anders als einem Europa, das den Frieden nach so vielen Kriegen feiern und eine kontinentale Friedensordnung begründen wollte und erleben muss, dass das Geschwätz vom erreichten Ende der Geschichte trügt und dass Konflikte und Sorgen uns lähmen. Öffentlich inszeniertes Morden in unseren Straßen und Gassen. „Das Leben feiern“ – das ist ein gutes Wort, wenn man sich eingesteht, dass es zwischen Dankbarkeit und Verzweiflung oszilliert. Ja, Feiern wollen wir gerne, aber manchmal haben wir eben gerade nur diesen Grund zum Feiern, dass wir trotz alledem immer noch leben – und manchmal gehen wir trauern. In Ängsten – und siehe wir leben, wie einst ein Frankfurter Kirchentag Paulus zusammenfasste. Darum ist „Feiern unter dem Feigenbaum“ ein Wort der Erinnerung – der Erinnerung daran, dass das Glück knapp ist und dass Partylöwen und Buffetschwalben, die von einem Fest zum anderen ziehen, den Kontakt zur Wirklichkeit verlieren. Ob wir das Leben auch als die feiern könnten, die von ihm paralysiert wurden, denen es keinen Grund bietet, ist der Grenzwert, von dem aus bestimmt werden muss was ein Gottesdienst überhaupt ist und was er austrägt.

Feiern unter dem Feigenbaum ist insofern ein Wort der Distanz, des Ausblicks und darum des Abstandes gegenüber der Gegenwart. Solches Feiern beginnt erst dann, wenn wir verlernten, Krieg zu führen, ja wenn die Schwerter ein- und umgeschmolzen würden. Dann wird gelten (Konjunktiv > futurum < advent: „Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken“ – Aber da sind wir noch nicht. Wir leben stattdessen, nicht alle Tage zum Glück, aber doch zu oft in einer Hiob-Welt, in der die Angst tanzt und wir nicht aus noch ein wissen (Hiob 41).

Wer das verkennt, hat auf das Wort des Propheten Micha kein Recht. Sein Hoffnungswort, dass kein Volk wider das andere zu den Waffen ruft, will keine Einstellungen stützen, die auf Wahrnehmungsverweigerung beruhen. „Wenn ich ein Irrgeist wäre und ein Lügenprediger und predigte, wie sie saufen und schwelgen sollen – das wäre ein Prediger für dies Volk“ notiert das Buch wenige Verse vor unserem Text und bringt damit seinen Zweifel am Prophetenamt zum Ausdruck. Daraus spricht nicht nur die Warnung zur Nüchternheit, sondern die Einsicht, dass man sich verhöhrt hat, wenn einem gut gefällt, was der Prophet ankündigt. Dürften wir ihm das zumuten, dass wir ihn als Zugpferd vor unseren politischen Wagen spannen? Ganz sicher kann sich da keiner sein. „Schwerter zu Pflugscharen“ war ein Symbol, das in höchster Abbrüchigkeit größt-mögliche Prägnanz erzeugte. Aber dazu musste es den Text und Kontext abschütteln und ein Eigenleben entfalten. Symbole haben die Kraft,

Menschen über Grenzen hinweg zu verbinden und zusammenzuschließen. Aber sie sterben auch ab – wenn sich das Klima ändert.

Will man sie wiedergewinnen, reicht es nicht sie abzustauben oder in eine neue Umgebung zu verpflanzen. Erinnerungsarbeit ist dazu nötig und Orientierung an der Wahrheit. Wer könnte vergessen, dass sich das Hoffnungssymbol „Schwerter zu Pflugscharen“ in den Imperativ „Frieden schaffen ohne Waffen“ übersetzt hat und hernach als „Frieden schaffen mit immer weniger Waffen“ so rasant transformiert hat wie Jahre später das „Wir sind das Volk“ in „Wir sind ein Volk“. Und wer dürfte so selbstsicher sein zu meinen, das Wort Jesu: „Selig sind, die Frieden stiften“ sei im Bonner Hofgarten gehört, im Bonner Kanzleramt aber mißachtet worden? Erinnerung an die Friedensbewegung ist vor allem Erinnerung an den Frieden, der das letzte Wort behält. Aber das rechtfertigt selbstverständlich nicht alles, was damals gesagt und gedacht wurde, und kann nicht verdecken, wie gegenläufig viele Stimmen waren.

Immerhin hatte man das mit dem Buch Micha gemeinsam. Denn das größte Rätsel der Prophetie ist das Nebeneinander sich widersprechender Aussagen. Seine Ankündigung, gerade die Selbstgewissheit Judas, kein Unglück könne über Jerusalem als Stadt Gottes hereinbrechen, sei der Grund, warum sie jetzt wie ein Acker gepflügt werde, konnte Micha oder die Redaktion unmittelbar unserem Predigttext voranstellen als könnte man beides gleichzeitig sagen: Dass Jerusalem zum Steinhaufen wird und der Tempelberg zu einer Anhöhe voller Gestrüpp und dass der Zion sich erhebt über alle Berge und alle Völker friedlich sich in die Wallfahrt zum Tempel einreihen.

Wie kann man beides behaupten, beides nebeneinander stehen lassen? Wie ist der Widerspruch, die Paradoxie zu lösen: etwa durch die Zeit, die noch immer zur Entparadoxierung hilft, weil sie in ein Nacheinander zerlegt, was zusammen nicht bestehen kann? Sollen wir den Propheten so verstehen: jetzt wird das Ende über den Zion kommen, dann aber am letzten der Tage wird der Tempelberg erhöht und über alle Hügel erhaben sein? Aber wenn wir das so lesen – jetzt, hier und heute die Katastrophe, dann demaleinst jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum – worauf ließen wir uns damit ein? Realität gegen Utopie – Es ist je offensichtlich, dass auch das keine Eindeutigkeit verschafft. Es kann ein solcher Gegensatz ja immer beides heißen: dass das Unabgeoltene, das Andere, die Hoffnung, zur Kraft wird, um das Gegenwärtige zu ertragen und zu verändern. Aber doch auch, dass man der eigenen Gegenwart nicht standhält, sondern sich in Vertröstung und

Schwärmerei flüchtet. Wissen wir wirklich, was von beidem wir tun? – Und dürften wir nicht auch lesen: „in letzter Zeit“ – mit er produktiven Doppeldeutigkeit, dass das Neue darauf wartet, unter uns anzubrechen?

Damit kommen wir zum dritten Bild des Propheten. Neben dem Bild des Feigenbaums und des Umschmiedens des Kriegsgeräts, der Umwidmung der Ressource Eisenerz zugunsten der Landwirtschaft, findet er ein weiteres Symbol der Erinnerung an die Zukunft. In seiner Gegenwart ist der Tempel zerstört; aber Micha antizipiert, was er schon im Kommen sieht: eine Wallfahrt zum Zion, aber dies nun so, dass nicht nur die Tempelgemeinde zum Berg des Herrn zieht, sondern alle Völker sich in diese Prozession einreihen. Sie bestürmen nicht mehr als Feinde Jerusalem die hochgebaute Stadt, sondern geben diesen Kampf auf und ziehen mit. Angekündigt –oder gar mit der Kraft eines Gotteswortes versprochen – ist damit nicht, dass alle Völker Anhänger und Verehrer des einen Gottes werden, verheißen ist nicht, dass sie zur Einsicht kommen und sich vor dem Gott Israels bekehren oder wie es das NT deutlich martialischer will: alle ihre Knie beugen. Erhofft wird nicht die eine Religion, der eine gemeinsame Gottesdienst, in denen sich alle anderen Glaubensrichtungen auflösen, und suggeriert wird auch nicht, dass diese eine und letzte Religion unter dem Strich unsere eigene ist. Nicht das ist das Bild eines Religionsfriedens, wie der Prophet ihn denkt. Auch er löst das Rätsel, welcher Gott der wahre ist, immer nur in der Form, dass er selbst seinem Gott glaubt; aber nie in der allgemeinen Fassung, vom höchsten Berg herab schon zu wissen, wie sich das alles sortiert, welcher der wahre Gott ist und wie man die Menschen im Tal dazu bringt, etwas gemeinsames zu glauben. Stattdessen: jedem seinen Feigenbaum und jedem seinen Gott.

Erstaunlicherweise propagiert der Text keinen Monotheismus und keine religiösen Bekehrungen. Er utnerstellt nicht, dass sich die religiösen Konflikte zugunsten einer einzigen und allen Leuten gemeinsamen Religion entscheiden ließen. Die Zurechtweisung der Heiden in fernen Ländern vollzieht sich nicht als Bestätigung Israels und seiner Religion. Die Tora kommt vielmehr darin zum Ziel, dass sich die Völker auf den Weg des Friedens machen und kein Schwert gegen andere erheben. Nicht der Glaube an den einen Gott begründet den Religionsfrieden. Letzterer stellt sich ein, wenn jeder seinem eigenen Gott folgen kann und keiner dem anderen den eigenen Gott aufzwingt – oder gar und schlimmer noch – die eigenen Werte. Denn natürlich gilt auch und mitunter erst recht: dass die politischen Überzeugungen, die jemand hat, seine je eigene Vorstellung, wie gehandelt werden muss oder wie wir Frieden

erreichen, sich so ähnlich zu einander verhalten können wie die letzten Religionsbindungen antiker Völker. Dementsprechend gilt, dass wir nicht darum eine politische Gemeinschaft bilden, weil wir alle dieselben Überzeugung teilen, sondern weil die Ordnung inneren Friedens daraus resultiert, dass wir über Wege und Ziele streiten können.

Liebe Gemeinde,

die Frage, ob wir das Alte Testament als einen bloßen Anhang zur Erläuterung und zum besseren Verständnis des Neuen Testaments verstehen sollen, weil das christliche Selbstbewusstsein an vielen Stellen fremdele, hat im Jahr 2015 öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Und natürlich stimmt es, dass wir weder über ein Zentralheiligtum verfügen noch uns Protestanten eine Wallfahrt das überzeugendste Hoffnungsbild sein dürfte. Aber welche Art von Christentum bliebe übrig, wenn wir uns von dem Prophetenwort Michas abkoppelten? Bestenfalls würden wir Propagandisten eines himmlischen Friedens, einer inneren Friedlichkeit. Der entwaffnende Frieden im Zeichen des Weinstocks und des Feigenbaums, unter dem der Terror ein Ende findet, könnte dann nicht unsere Hoffnung, nicht unser Glaubenssymbol sein. Aber wie ließe sich das Leben ertragen und woher der Mut zum Handeln, wenn wir von unserem Predigttext nicht sagen könnten: Er hat's dem Mund des Herrn von den Lippen gelesen ?